

Neue mainfränkische Mundartdichtung

Cornel Schmitt



Die Mundart ist die Mutter des Schriftdeutschen. Das wird heutzutage nicht mehr bestritten. Aber es gab doch eine Zeit, wo die Tochter die Mutter vollständig vergessen hatte, wo sie sich mit welschen Fesen behing und des armen Bauernweibleins schämte.

In der Dichtung gar nahm damals die Mundart die Stelle des Hanswursts ein. Wenn es galt, die „altfränkischen“ Bauernsitten lächerlich zu machen, oder wenn es galt, komisch-verb zu sein auch in besserer Gesellschaft, wo man das Wort „Unterhose“ nicht ohne Aufsehen zu erregen hätte aussprechen können, da rief man den Hanswurst mit Pritsche und Schellenkappe herbei.

Arme, arme Muttersprache! Bis ihr von Norden in Reuter ein Helfer erstand, der ihr eine Gasse in die deutsche Literatur bahnte.

In Franken aber spukt noch die Mißachtung der Mundart weiter bis in unsere Tage. Ich will den Verdiensten Ruckerts und Krams nicht Abbruch tun. Aber sie schwangen die Pritsche viel zu sehr und schüttelten die Narrenkappe, daß alle Glöcklein klangen. Und wenn die Hörer sich vor Lachen bogen, dann waren sie zufrieden.

Das genügt anscheinend auch einem mainfränkischen Mundartdichter, Widder („Landsleut“, Deutscher Verlag, Würzburg). Ja es sind heitere Geschichten aus Franken. Aber sie zeigen nur die Außenseite. Seine Franken plaudern und schwätzen (wie der alte Pappler in dem biederem, alten fränkischen Geschäftshaus). Aber warm wird man dabei nicht¹⁾.

Da ist Ernst Luther („Hollersträuwall“, Deutscher Verlag, Würzburg) aus anderem Holze geschnitten. Die Gedichte, die er uns darbietet, sind voll von Heimat- und Mutterliebe. Viel Sangbares ist darunter, manches, was aus Volkslied gemahnt. Luther ist Lebensbejaher:

„mit bloß zon Arweda und Schlaffa
hat unner Harrgott di drschaffa“.

Er steigt auf die Berge und sieht sein Paradies zu Füßen liegen, „S'trauli Eckala in der Walt“. Was einem Widder nicht gelingt, das meistert Luther: mit innerer Teilnahme lesen wir, denn er läßt sie nicht nur reden, seine Franken, auch handeln. Und doch; wenn ich seine Lieder lese, immer mischt sich (besonders bei seinen hohen Liedern der Heimatliebe, ein Unterton in meine Freude, der leise fremdartig mitklingt, und immer drängt sich die Frage auf: Verlangt dieses Gedicht zwingend nach der Mundart? Wär's im Schriftdeutschen nicht ebenso ergreifend schön? —

Der störende Unterton verschwindet mit einem Mal, wenn ich zu dem Büchlein „Mei Frank'n“ von Nikolaus Fey, Philippus-Verlag Lohr am Main greife.

Ob er schalkhaft blinzelt oder herzlich lacht, ob er den Häcker zum hl. Veit um Moust beten läßt oder ihm Worte des Unmuts in den Mund legt, weil St. Kilian dem Regenwetter nicht Einhalt tut, ob er den derben Bauer mit dem Pfarrer reden läßt oder

¹⁾ Der Verf. beurteilt Widder doch zu hart. Vergl. auch unsere Besprechung, 8. Jahrg., S. 149.

den einlaßbegehrenden Vorsch mit dem Mädle, ob er von Ant'n, Krad'n, Gens und Spaz'n erzählt: immer ist's uns so wohl zu Mut, immer wird uns das Herz warm.

Höher noch als der Erzähler steht mir der Lyriker Fey.

Wie er versteht, sein Mee, sei Wengert, sein Wei, sein Wald, sei Dörsfl, sei Flur zu schildern, das macht ihm nicht leicht einer nach. In jeder Jahreszeit, in jeder Stimmung folgt er der Sonne:

„Wenn sa dorch die Wengertstöck
abeds langsam schleicht
und die Träub'l zwüschern Laab
alla numal streicht — —“

Er tröstet die Ähren, die die Sicheln im Dorfe dengeln hören:

„Wenn die Sunn euch moring weckt,
Ährli, daß ihr nit erschreckt;
denn die Schnittra helt bein Starm
euch ja all in ihra Arm.“ — —

Er steht nach dem Morgengewitter auf der Flur und sieht:

„Milliona Blüat'n sen aufgewacht.
An alla Grafer sen Kügeli g'henkt.
Die Farn war'n all wie mit Feuer getrenkt.
Durch alla Wies'n war'n Tropf'n noug'sät:
mer meent, es hätt alles gegrinna vor Fräd. — —“

Er schleicht in der Nacht hinaus, um die Natur zu belauschen:

„Dorch die Bam dorch gukt die Nacht
om an Wald ins Landla naus;
nachher steigt sa ro und blöäst
drinn in Dorf die Lamp'n aus. — — —“

Er sitzt im pfätschnassen Waldmoos:

„ — — gelour't ho ich bis nei die fincketa Nacht
gegrinna halber vor Fräd und gelacht. — —“

Er schleicht früh mit dem Nebel bergan und sieht:

„Sei, wie wörd d'r'sch heß sou schöä:
Wengert, Wies'n, Tal und Höäh
und kringstrüm die Falder dörch
wörd's sou still wie in'ra Käsch.
Siechst's, wie Fahna sen die Krena
an der Bam dort, wu si bieng
und die Wengertstöckli zieng
nauf die Höäh wie Projessiona.

O, was it d'r des sou schöä:
früh in Fald drauß ganz allee,
wenn si alles streckt und räigt
und in Tog und Licht neiwörget.
Fald und Wald, du mechst uns glückli!
Ober Zeit und Sorng und Läd
zauf'n arg an unnra Fräd
und verropf'n sa in Stückli.

So kann nur ein echter Dichter sprechen, der die Heimat mit dem Herzen täglich, stündlich erlebt hat. Wahrlich Fey brauchte es nicht zu beteuern:

„D ich ho mei Land sou garn:
Träub'l, Sunn und Farn,
Wengert, Mee und Tal und Hööh —
ho euch garn zun Starm.“ —

Nun ist Nikolaus Fey von seiner geliebten Steigerwaldscholle an den Rand des Speffarts verschlagen. Aber sein Sehnen zieht immer wieder mainaufwärts, denn

„da wu mer sei Gedanken hat
sei Jugeb und sei Gräd,
da söllt mer blei dörf, bis een Amd
die Sunna untergäht.“

So muß er alljährlich den Wanderstock nehmen und zum Heiligen Berg ins Frankenland wallfahren. Und wenn er zurückkehrt, bringt er ein Bündel neuer Lieder mit, einen Sack voll Sonne, die er in seinem Steigerwald zusammengefangen hat und die nun seine kalten Speffarttage vergolden muß. —

Wenn man am Klavier das rechte Pedall niedertritt und einen Ton hineinsingt, klingt er einem hundertfach entgegen. Der eine Ton hat alle Oktaven, Quinten, Terzen wachgerüttelt mit einem Schlag.

So ergeht es mir bei einem Fey'schen Gedicht. Ich höre nicht nur ihn, alles, was in mir schlafend liegt an holden Jugend- und Heimaterinnerungen, springt wie von einem langen Dornröschenschlaf auf, jubelt und weint mit dem Dichter und wohl und weh wird's mir dabei ums Herz. Bei keinem der anderen mainfränkischen Mund- artdichter geht mirs so, drum lob ich ihn vor allen.

Nun wird es dem Leser ähnlich gehen wie mir vor zwei Jahren, als ich eine, (wie mirs schien), etwas überschwengliche Besprechung über Fey las: Ich lächelte und dachte so etwas Menschliches. — Man denke beileibe nicht, Fey hätte seine Tasche geöffnet und mir eine Million geschenkt — Gott, das ist ja das Kennzeichen wirklicher Dichter, daß sie nichts zu verschenken haben. — Nein! — Ich hörte Fey bald darauf ein paar seiner Gedichte vortragen und sah wie die laufende Menge an seinen Lippen hing. Dann ging ich hin, nahm sein Büchlein zur Hand und sah tiefer hinein in des bescheidenen Mannes Herz, wo wirklich ein ganzer Schatz Gold und Perlen ruht.

So ist aus mir, dem Saulus, ein Paulus geworden.

